

ORIENTIERUNGEN

Zeitschrift zur Kultur Asiens

Herausgegeben von
Berthold Damshäuser,
Harald Meyer
und
Dorothee Schaab-Hanke

36 (2025)

OSTASIEN Verlag

Orientierungen 36 (2025)

Inhalt

Nachrufe

Peter Pantzer (1942–2025) – ein persönlicher Nachruf (<i>Harald MEYER</i>)	3
Michael Weiers (1937–2025) (<i>Stefan GEORG</i>)	9
Britta-Maria Gruber (1955–2025) (<i>Ishayabu LANDA und Ralph KAUZ</i>)	13
Klaus Sagaster (1933–2025) (<i>Peter SCHWIEGER</i>)	15

Artikel

<i>Robert F. WITTKAMP</i>	19
How to Commence a Cosmogony: Chinese Encyclopedias, the Making of the <i>Nihon shoki</i> , and Japanese Source Criticism	
<i>Benjamin Jeremias SCHMIDT</i>	55
Die Rolle der Infrajustiz in der Konfliktregulierung des frühneuzeitlichen Japan: Eine exemplarische Untersuchung anhand von Quellen des Dorfes Ōsone	
<i>Dorothee SCHAAB-HANKE</i>	97
Wie weit kam Christian Wolff mit seiner <i>Mengzi</i> -Lektüre? Zu jenem „anderen Philosophen von großem Ruhm“	
<i>Harald MEYER</i>	137
Gesamtdarstellungen und Fragmente der Literaturgeschichte Japans: Ein historischer Rückblick sowie ideen- und geistesgeschichtlicher Ausblick	
<i>Harald MEYER</i>	171
Fragmente der Literaturgeschichte Japans I: Anfänge der Moderne in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts	
<i>Markus BÖTEFÜR</i>	213
Vom Duellanten zum Völkerkundler: Franz Wilhelm Junghuhn auf Sumatra	
<i>Hartmut WALRAVENS</i>	231
Anton Schieffner as Albrecht Weber's Correspondent	

<i>Hartmut WALRAVENS</i>	239
Der Kunsthistoriker Osvald Sirén (1879–1966) in Korrespondenz mit deutschen Kollegen (1930–1949)	
<i>Michael KNÜPPEL</i>	263
Die Dunganen von Miljanfan	
<i>Agus R. SARJONO</i>	271
Latest Developments in Indonesian Literature: The Birth of the Essay Poetry Generation	
<i>Berthold DAMSHÄUSER</i>	285
<i>Angkatan Puisi Esai: A Sui Generis Literary Generation in Indonesia</i>	

Übersetzung

<i>Denny JA</i>	293
„Und Minah wurde doch entthauptet“: Ein Essay-Gedicht. Aus dem Indonesischen und mit einer Vorbemerkung von <i>Berthold DAMSHÄUSER</i>	

Rezensionen

Liu Wenqing. <i>Vermischte Gesänge: Eine Studie zu Li Qiaos Gedichtzyklus</i> . Gossenberg: Ostasien, 2025 (<i>Volker KLÖPSCH</i>)	315
Bei der Lektüre von Liu Wenqings Studie <i>Vermischte Gesänge</i> notiert (<i>Manfred DAHMER</i>)	322
Nurlan Kenzheakhmet. <i>European-Chinese Imperial Maps and Gazetteers Related to the Kazakh (Qazaq) Khanate and Its Adjacent Regions from the 16th to 19th Centuries</i> . Gossenberg: Ostasien, 2023 (<i>Hartmut WALRAVENS</i>)	324
Wolfgang Schwentker. <i>Geschichte Japans</i> . München: C.H. Beck, 2022 (<i>Markus BÖTEFÜR</i>)	329
Kuwayama Yukiko 桑山裕喜子. <i>Ki (氣), Fühlen und Empfinden: Eine linguistische Phänomenologie vorprädikativer Erfahrungsformen</i> . Baden-Baden: Karl Alber, 2023 (<i>Hendrik GROTH</i>)	331
Sung Un Gang. <i>The Making of Modern Subjects: Public Discourses on Korean Female Spectators in the Early Twentieth Century</i> . Bielefeld: Transcript, 2024 (<i>Alexandra FUHR</i>)	336
IM Hyug Baeg 임혁백 und KU Jae Hoe 구재희. <i>Mongering North Korean Democracy for Inter-Korean Peace: Democratization in North Korea and Inter-Korean Peace</i> . Seoul: Korea University Press, 2015 (<i>Lea FEHRENBACH</i>)	339

Rezensionen

Vermischte Gesänge: Eine Studie zu Li Qiaos Gedichtzyklus, von Liu Wenqing. VIII + 311 Seiten. Deutsche Ostasienstudien 41. Gossenberg: Ostasien Verlag, 2025. ISBN 978-3-911262-11-8

Li bitte wer? Selbst unter den wenigen Fachleuten für ältere chinesische Lyrik dürfte der hier vorgestellte Dichter Li Qiao 李嶠 (645–714) ein unbeschriebenes Blatt sein, und zwar dermaßen unbekannt, dass man sich anscheinend nicht einmal auf eine einheitliche Aussprache einigen kann. Die Verfasserin Liu Wenqing mit der vorliegenden Arbeit an der Universität Münster promoviert und inzwischen nach China zurückgekehrt, legt sich auf Li Qiao fest, während die westlichen Literaturgeschichten und Nachschlagewerke, sofern sie den Namen des Dichters überhaupt anführen, die Lesung Li Jiao vorziehen (weswegen auch ich dabei bleiben werde). In Wolfgang Kubins umfangreicher *Geschichte der chinesischen Literatur* findet der Dichter keinerlei Erwähnung und es dürfte kein Zufall sein, dass es mit Tamotsu Satō ein japanischer Gelehrter ist, der in William H. Nienhausers *Companion to Traditional Chinese Literature* die Person Li Jiao und dessen dichterisches Werk vorstellt. In Japan hat es nämlich mehr Wertschätzung erfahren als im Land seiner Herkunft.

Die Verfasserin betritt mit ihrer Arbeit demnach Neuland. Dies gilt weniger für das Genre des *yongwu shi* 詠物詩 („Gedichte, die Dinge besingen“) als solches, denn dazu sind in den letzten Jahren einige Aufsätze wie auch Übersetzungen erschienen, als um das abgehandelte Werk, einen kolossalen Zyklus von 120 Gedichten, der wie ein riesiger Findling in den Fundamenten der chinesischen Poesie schlummert, ohne dass jemand seine Herkunft und seinen Wert so recht einzuschätzen wüsste. Der Verfasser ist in der frühen Tang-Zeit zu verorten, also in dem Zeitraum, in dem die chinesische Dichtung zu einer neuen Formsprache fand und den Weg zur Blüte der Hohen Tang einschlug. Welchen Beitrag hat Li Jiao hierbei geleistet? Ist ihm durch die bisherige Missachtung von Seiten der Philologen wie auch der Leser gar Unrecht widerfahren? Wer das Buch in die Hand nimmt, verspricht sich Antwort auf diese Fragen.

Die *Vermischten Gesänge* sind unter verschiedenen Titeln überliefert: *Zayong* 雜詠, *Baiershi yong* 百二十詠, *Bainian yong* 百廿詠. Wegen der fast durchweg einsilbigen Gedichttitel – das Musikinstrument Pipa 琵琶 bildet die einzige Ausnahme – ist auch die Bezeichnung „Gedichte mit einsilbigem Titel“ (*Danti shi* 單題詩) überliefert. Die *Sämtlichen Gedichte der Tang* enthalten den Zyklus in Buch 59 und 60 zwar ohne eine gemeinsame Überschrift und ohne jegliche Untergliede-

rung der 120 Einzelgedichte, doch schon ein flüchtiger Blick auf die einheitliche Form des funfsilbigen Regelgedichts (*wulü* 五律) und die Reihung der Themen macht den zyklischen Charakter des Werkes deutlich. Nicht 120 beliebige Dinge werden besungen, sondern diese finden sich thematisch miteinander verknüpft und sollen nach Möglichkeit die Gesamtheit unseres Kosmos darstellen. Da die chinesische Welt bekanntlich aus zehntausend Dingen (*wanwu* 萬物) besteht, müssen Sonne, Mond und Sterne eben exemplarisch für die Gestirne insgesamt oder Perle und Jade für jede Art von Schmuck stehen.

Einsichtiger wird die Gliederung des Stoffes, wenn man die in Japan erhaltene Version des Werkes hinzuzieht, die dem vorliegenden Buch beigefügt ist (S. 233-239): Mit zwölf Blöcken à zehn Gedichten folgt der Zyklus einer strengen Symmetrie, an der sich auch Liu Wenqing in ihrer Studie ausrichtet (S. 36-38). Alle 120 Gedichte zu übersetzen und auszulegen hätte sicherlich den Rahmen einer Doktorarbeit gesprengt. Sie trifft daher die nachvollziehbare Entscheidung, aus jeder dieser zwölf Kategorien je ein Gedicht herauszugreifen, dieses ins Deutsche zu übertragen und sodann in aller Ausführlichkeit zu kommentieren (S. 58-163). Diese Gliederung überzeugt. Zusammen mit den einleitenden Ausführungen zum Genre *yongwu shi* 詠物詩 und zum „Kategorienbuch der Tang“ (S. 33-57) bilden diese Interpretationen den Hauptteil der vorliegenden Studie:

Kategorie	Ausgewähltes Gedicht
Himmelsbilder (<i>qianxiang</i> 乾象)	Mond (<i>ri</i> 日)
Erdgestaltungen (<i>kunyi</i> 坤儀)	Stein (<i>shi</i> 石)
Duftende Gräser (<i>fangcao</i> 芳草)	Taglilie (<i>xuan</i> 薰)
Glückbringende Bäume (<i>jiashu</i> 嘉樹)	Kiefer (<i>song</i> 松)
Spirituelle Vögel (<i>lingqin</i> 靈禽)	Phönix (<i>feng</i> 凤)
Glückverheißende Tiere (<i>xiangshou</i> 祥獸)	Pferd (<i>ma</i> 馬)
Wohnen und Leben (<i>jiachu</i> 家處)	Wohnhaus (<i>zhai</i> 宅)
Gebrauchsgüter und Vergnügungsgegenstände (<i>fuwan</i> 服玩)	Wein (<i>jiu</i> 酒)
Kulturgüter (<i>wenwu</i> 文物)	Gedicht (<i>shi</i> 詩)
Militärische Gerätschaften (<i>wuqi</i> 武器)	Schwert (<i>jian</i> 劍)
Musik und Darstellungskunst (<i>yinyue</i> 音樂)	Flöte (<i>di</i> 笛)
Jade und Stoff (<i>yubo</i> 玉帛)	Jade (<i>yu</i> 玉)

Wer sich mit dem Aufbau alter chinesischer Enzyklopäden auskennt, den wird diese Einteilung nicht verwundern, denn sie folgt vertrauten Mustern. Noch mehr als ein Jahrtausend später wird sich eine Anthologie von *yongwu*-Gedichten wie Yu Yans

俞琰 *Lidai yongwu shixuan* 歷代詠物詩選 (Vorwort 1724), auf die Liu Wenqing in ihrer Studie hinweist, auf ganz ähnliche Art und Weise gliedern. Die Begriffe sind adäquat übersetzt. Nur bei der Kategorie „spirituelle Vögel“ dürfte manch ein Leser ratlos sein und sich fragen, was damit gemeint sein könnte. Nicht auf Spiritualität zielt der Begriff *ling* 靈, sondern auf eine wunderkräftige Wirkung oder symbolträchtige Bedeutung, die bestimmten Vögeln wie Phönix, Kranich oder Elster, meist im Rückgriff auf Mythen und Legenden, im Volksglauben zuerkannt werden.

Die Verfasserin stellt zu Recht heraus, dass die Tang-Dynastie nicht nur als Blütezeit der Dichtung gilt, sondern dass in dieser Epoche auch die ältesten „Kategorienbücher“ (*leishu* 類書) entstanden, die uns erhalten geblieben sind. Sie setzt die Entstehung dieser enzyklopädisch angeordneten Werke in einen Zusammenhang mit der Herausbildung geregelter Beamtenprüfungen, für die der Prüfungsstoff standardmäßig festgelegt war. Was lag näher, als das erforderliche Wissen in Handbüchern zusammenzufassen und in Merksprüchen aufzuarbeiten? Wir dürfen uns diese frühen Sammelwerke, die man als Vorläufer größerer und noch umfangreicherer Enzyklopädien verstehen kann, als eine Ansammlung von Zettel- oder Karteikästen vorstellen, und in der Tat verweist der Titel von Bai Juvis *Bai shi liu tie* 白氏六帖 in eben diese Richtung. Die gesammelten Stichwörter und Zitate wurden vom Autor nämlich auf Zetteln oder Tafeln niedergeschrieben und in sechs unterschiedliche Krüge geworfen, um sie dann am Ende zu ordnen und in Buchform zu veröffentlichen.

Bai Juvis viel zitiertes, aber selten genutztes Werk, das eine Reihe von Erweiterungen und Nachahmungen nach sich zog, umfasst 1367 Begriffe zwischen Himmel und Erde – *tian* 天 und *di* 地 sind die beiden ersten Schlagwörter –, zu denen als Erklärung die unterschiedlichsten Belegstellen und Zitate zusammengetragen sind. Verfasst sind diese Texte in Prosa, und nur in den Zitaten finden sich Einsprengsel in Versform. Lesen im eigentlichen Sinne lässt sich ein solches Werk nicht. Es dient entweder als ein Nachschlagewerk oder als ein bunter Kasten von Bausteinen, aus denen sich ohne allzu große Mühe literarische Bauwerke (Gedichte wie auch Prosa) auftürmen lassen. Weit kurioser noch als Bai Juvis *Bai shi liu tie* wirkt ein zweites Werk, das Liu Wenqing heranzieht, um die Nähe der *Gemischten Gesänge* zu den Enzyklopädien der Tang-Zeit zu verdeutlichen. Es handelt sich um ein Werk mit dem Titel *Mengqiu* 蒙求, den man vielleicht mit „Wege aus der Einfalt“ übersetzen könnte. Liu Wenqing gibt ihn mit „Sinnsprüche zur Aufklärung“ wieder.

Um den Autor und die Datierung seines Werks herrscht eine heftige Debatte, die hier nicht entschieden werden kann. Vermutlich handelt es sich bei Li Han 李

翰 (oder auch 李瀚) um einen Sohn des bekannteren Li Hua 李華 (714–774), und die Feststellung der Verfasserin, das Werk sei „vor dem Jahr 746 entstanden“, klingt plausibel. Die insgesamt 596 Knittelverse, aus denen das fragliche Opus besteht, sind (mit Ausnahme der letzten vier) alle nach demselben Schema gebaut: Die ersten beiden Silben geben einen Namen an, die letzten beiden ein Ereignis, einen Begriff oder eine Assoziation, die sich mit diesem Namen verbinden. Zwei Beispiele, die Liu Wenqing anführt (S. 55), lauten:

卞和泣玉 Bian He weint um seine Jade.

陳思七步 Der König Chensi schafft innerhalb von sieben Schritten [ein Gedicht].

Angesichts einer solchen Verknappung steht der Leser in der Regel ratlos. Man stelle sich eine entsprechende Tour de Force durch die eigene Geschichte und Literatur vor! Um die zwei Verse zu verstehen, muss er zum ersten die Geschichte aus dem *Hanfeizi* kennen, nach der ein gewisser Bian He eine kostbare Jade entdeckt, die er dem Herrscher überbringen will. Der Wert der Jade wird jedoch verkannt und sein Überbringer grausam verstümmelt. Zum zweiten muss er wissen, dass der Dichter Cao Zhi (192–232) den Titel eines Prinzen Si von Chen 陳思王 führte („König Chensi“ ist insofern nicht korrekt) und dass er von seinem missgünstigen Bruder Cao Pi 曹丕 unter Androhung des Todes beauftragt wurde, in einem Zeitrahmen von sieben Schritten ein Gedicht zu verfassen, um sein Talent unter Beweis zu stellen. Beide Episoden gehören heute noch in China zum kulturellen Allgemeinwissen, doch diese Aussage trifft beileibe nicht auf all die anderen Merkverse zu. Für die breite Leserschaft dürfte das Werk damals wie heute ein Buch mit sieben Siegeln sein, das ohne ausführliche Anmerkungen unverständlich bleibt.

Dreh- und Angelpunkt dieser Art von Literatur sind Anspielung und Zitat (*diangu* 典故), die allerdings stets einen breiten und vor allem gemeinsamen Bildungshintergrund von Autor und Leser zur Voraussetzung haben. Fehlt dieses Wissen, mündet der Text in die Unverständlichkeit. Zu Recht hebt Liu Wenqing diesen Zusammenhang hervor (S. 133–145), wobei sie den fraglichen Terminus einengend mit „Anspielungen auf historische Begebenheiten“ wiedergibt. Nicht immer sind es jedoch geschichtliche Figuren und Ereignisse, auf die angespielt wird. Oft genug gilt der Bezug literarischen oder philosophischen Texten wie in dem oben angeführten Beispiel von der Jade des Bian He. Es böte sich eine übergreifende Übersetzung mit „Anspielungen und Zitate“ an. Im Übrigen verschweigt die Verfasserin auch keineswegs kritische Stimmen, die eine solche Literatur als hölzern brandmarken und ihr einen Mangel an Lebendigkeit vorwerfen. Der ming-

zeitliche Kritiker Wang Fuzhi 王夫之 (1619–1692) etwa schreibt, Li Jiaos Gedichte seien dem „Pinsel eines Banausen“ entsprungen (S. 144).

Damit der Leser dieser Besprechung einen ungefährn Eindruck von diesem so zwiespältig beurteilten Werk erhält, sei ihm eines der zwölf von Liu Wenqing übersetzten Exempel hier vorgestellt. Mit Bedacht wird das in Sinn und Diktion einfachste der Gedichte mit dem Thema „Die Kiefer“ ausgewählt. Es reicht immer noch aus, um die Schwierigkeiten zu erhellen, denen sich die Übersetzerin gegenübersetzt:

鬱鬱高巖表，森森幽澗陲。鶴棲君子樹，風拂大夫枝。

百尺條陰合，千年蓋影披。歲寒終不改，勁節幸君知。

Hoch auf dem Berghang steht sie in prachtvollem Grün;

tief in der Schlucht ist sie abgelegen am Rande.

Der Kranich lässt sich nieder auf dem Baum des Edlen;

sanft wiegt der Wind die Zweige des „Hohen Würdenträgers“.

In hundert Ellen Höhe schließen dunkel ihre Äste sich zusammen;

sie werfen ihren Schatten auf den Boden über tausend Jahre.

Sie steht da, unerschütterlich, selbst in strengster Kälte;

glücklich bist du, wenn du um diese Tugend weißt.

Das Gedicht ist vergleichsweise gut verständlich. Beide Eingangsverse werden mit einem gedoppelten Attribut eingeleitet, und die Begriffe Edler und Hoher Würdenträger belegen, dass hier nicht nur von einem Baum die Rede ist, sondern dass dieser für herausragende menschliche Qualitäten steht. Seit dem Seufzer des Konfuzius, dass man erst nach dem Einbruch der Kälte erkenne, als wie ausdauernd Kiefern und Zypressen sich erweisen (*Gespräche IX*, 27), steht der immergrüne Baum – kaum anders als der deutsche Weihnachtsbaum – für Beständigkeit und Zuverlässigkeit. All das versteht und übersetzt Liu Wenqing korrekt – bis sie zum letzten Vers gelangt. Hier scheitert sie an dem Wort *jun* 君, das sie als Personalpronomen auffasst und mit „du“ wiedergibt. Diese Bedeutung jedoch ist abgeleitet. Das Schriftzeichen besteht aus einer Hand, die einen Stock schwingt, und einem Mund, der Befehle erteilt. Ursprünglich wird damit der Herrscher bezeichnet, und niemand anders ist hier gemeint.

Die Verse behandeln das Lieblingsthema chinesischer Literaten: die Sorge um mangelnde Anerkennung des eigenen Talents und das Streben nach einer angemessenen Position. Ihre Schwierigkeit besteht darin, auf sich aufmerksam zu machen und die Konkurrenten auszustechen. Zahllose Anekdoten in den sogenannten „Gesprächen über Dichtung“ handeln von diesen Anstrengungen, die oft genug in ein poetisches Gewand gekleidet sind. Insofern beziehen sich die Begriffe unerschütterlich und tugendhaft (*jingjie* 勁節), die den letzten Vers einleiten, nur vordergründig auf den Baum. In Wirklichkeit streicht er eigene Tugenden des

lyrischen Ich heraus, und dieses darf sich glücklich (*xing 幸*) preisen, wenn der Herrscher ihm tatsächlich seine Aufmerksamkeit schenkt.

Das Beispiel zeigt, dass es zuweilen nicht reicht, Baustein an Baustein aneinanderzureihen, wenn darüber der Blick auf das Ganze verlorengeht. Die Verfasserin trägt mit großem Fleiß die zahllosen Querverweise und Anspielungen zusammen und erklärt sie mit beachtlicher Geduld. Zuweilen geht ihr dabei der kritische Abstand verloren, so etwa, wenn sie schreibt, ein Gedicht wirke „trotz der vielen Zitate wie aus einem Guss“ (S. 63). Es fällt dem Rezessenten schwer, ihr in dieser Einschätzung zu folgen. Manch einen Leser könnten Zweifel befallen, ob es sich bei dieser Aneinanderreichung fertiger Versatzstücke überhaupt um Dichtung handelt. Die Künstliche Intelligenz, die derzeit in aller Munde ist, würde jedenfalls reichliches Material vorfinden und wäre zweifellos schon heute in der Lage, Achtzeiler im Stil der *Vermischten Gesänge* von Li Jiao zu verfassen.

Vor geraumer Zeit wagte ein kecker Kritiker einmal den Ausspruch, man müsse sich den chinesischen Dichter als einen Wiederkäuer vorstellen. Li Jiaos Gedichte wären hierfür ein vortrefflicher Beleg. Den Leser beschleicht schnell der Verdacht, dass in all den vielen Versen kein einziger eigener Gedanke des Dichters zu finden ist. Allerdings sollte sich der westliche Kritiker auch darüber im Klaren sein, dass Originalität in diesem Falle wohl kaum angestrebt war, sondern dass es Li Jiao darum ging, einen Baukasten von Themen, Motiven und Bildern zusammenzutragen. Man könnte gar versucht sein, die klassische Definition von dem, was ein Gedicht sei, einfach einmal umzukehren. Dann würde aus der Formel *shi yan zhi* 詩言志 („Dichtung spricht von den Absichten des Herzens“) die Floskel *shi zhi yan* 詩志言: „Dichtung zeichnet Worte auf.“ Man wird dem Werk am ehesten gerecht, wenn man es, wie Stephen Owen das tut, als Handbuch der poetischen Rhetorik einordnet. Zu Herzen gehen die Verse nicht.

Als germanistische Zugabe, die der Titel nicht erwarten lässt, enthält das Buch einen Abschnitt, in dem das chinesische *Yongwu*-Gedicht mit dem deutschen Dinggedicht verglichen wird (S. 165-182). Drei deutsche Gedichte, nämlich Mörikes „Auf eine Lampe“, C. F. Meyers „Zwei Segel“ und Rilkes „Panther“, werden ihrem Pendant aus dem Zyklus der *Vermischten Gesänge* gegenübergestellt, ohne dass dieser Vergleich tiefere Einsichten vermittelte. Zu deutlich wird, dass wir uns hier in zwei unterschiedlichen poetischen Welten bewegen. Diese Divergenz stellt Liu Wenqing selbst fest, wenn sie beim Vergleich der beiden Panther-Gedichte anmerkt, Li Jiaos Bild gehe „offenbar nicht aus der persönlichen Beobachtung des Dichters hervor, sondern einzig aus der überlieferten Literatur. Anders als Rilke braucht der Tang-Dichter Li Qiao für sein Gedicht auch keinen echten Panther“.

vor Augen zu haben, denn er kann sich völlig auf die Werke aus der Vergangenheit stützen, unter anderem aus dem Kanon des Konfuzianismus. Die acht Verse setzen sich aus sieben Zitaten zusammen“ (S. 178-179).

Der Kritiker fühlt sich an eines von Rilkes *Sonetten an Orpheus* (II.4) erinnert, welches das Einhorn zum Thema hat und mit dem Vers beginnt: „O dieses ist das Tier, das es nicht giebt.“ Es darf für den Dichter keine zu schwere Aufgabe sein, ein Ding zu besingen, das er noch nie gesehen hat, so wie Dürer ein Rhinoceros in Holz schneidet, das er nur vom Hörensagen kennt. Doch weder Rilke noch Dürer würden sich in ihrer Eingabe allein auf verstaubte Klassiker verlassen. Zu bedenken bleibt auch, dass der Begriff Dinggedicht in Deutschland erst im 20. Jahrhundert geprägt wurde, um das poetische Schaffen Rilkes in den *Neuen Gedichten* zu charakterisieren, während das *Yongwu*-Gedicht in China eine Geschichte von zwei Jahrtausenden aufweist. Die Suche nach Gemeinsamkeiten wirkt da oft angestrengt. Eine geschicktere Auswahl der Beispiele wäre von Vorteil gewesen. Es fällt auf, dass immer wieder die drei oben genannten Titel angeführt werden, wenn vom deutschen Dinggedicht die Rede ist. Eine Dissertation darf aber ruhig über den Tellerrand des Wikipedia-Eintrags hinausschauen.

Ein besonderer Vorzug der Studie ist, dass Liu Wenqing die Rezeptions- und Wirkungsgeschichte der *Vermischten Gesänge* ausführlich darlegt (S. 183-226) und dabei ein besonderes Augenmerk auf Japan richtet, wo das Werk, wie eingangs erwähnt, größere Beachtung fand als in der Heimat. Die genaue Beschreibung der insgesamt acht in Japan erhaltenen Manuskripte, über unterschiedliche Bibliotheken verstreut, sowie der dazu entstandenen Kommentierungen dürfte sich für weitere Forschungen als hilfreich erweisen. Auch die in Dunhuang gefundenen Handschriften von insgesamt 19 Gedichten, denen ebenfalls bereits ein umfangreicher Kommentar beigegeben ist, lässt die Verfasserin nicht unerwähnt (S. 29-31).

Insgesamt gesehen handelt es sich beim vorliegenden Buch um eine sehr anspruchsvolle Arbeit, die mit Fleiß und Bravour bewältigt wurde. Hier wird im Bereich der chinesischen Poetik und Poesie *Terra incognita* betreten und auf methodisch eindrucksvolle Weise erschlossen. Die Verfasserin macht uns die Struktur, den Inhalt und die Zielrichtung der *Vermischten Gesänge* zugänglich und leistet damit einen beachtlichen Beitrag zu unserem Verständnis der frühen Tang-Dichtung. Insofern wird jeder Leser, der sich für die Poesie dieser Epoche begeistert, das Buch mit Gewinn zur Hand nehmen. Zum Bewunderer von Li Jiaos Dichtung wird er kaum werden.

Zu loben bleibt noch die vorzügliche Gestaltung des Buches, angefangen vom gelungenen Aufbau über den angemessenen Sprachstil bis hin zur (druck)fehlerfreien Rechtschreibung. Der Lorbeer hierfür dürfte zu gleichen Teilen auf die Au-

torin, die Betreuer und den Verlag aufzuteilen sein. Die Beigabe der chinesischen Originale ist für die Lektüre sowie die Überprüfung der Übersetzungen von großem Vorteil. Bedauerlich bleibt allerdings, dass im Anhang zwar ein Glossar mit Namen, Titel und Stichwörtern beigegeben ist, die Seitenverweise aber, die das Glossar erst wirklich nutzbar gemacht hätten, fehlen.

Zwei Missverständnisse seien abschließend noch angesprochen: Bei *youxian* 游仙 handelt es sich keinesfalls um „wandernde Unsterbliche“ (S. 100), sondern um ein beliebtes Thema der frühen chinesischen Poesie, bei dem Reisen zu den Unsterblichen beschrieben werden. Der Gedichttitel *Longxi xing* 龍西行 beinhaltet zudem keine „Fahrt nach Longxi“ (S. 63). Longxi als Ortsname zu verstehen, ist richtig, doch der Begriff *xing* 行 bezeichnet eine poetische Untergattung, die dem Bereich der Musikamtslieder zugeordnet ist: Erzählgedichte, die in Stil und Inhalt einer Ballade ähneln. Der Titel ließe sich mit „Weise aus Longxi“ wiedergeben.

Volker Klöpsch
Krefeld

Bei der Lektüre von Liu Wenqings Studie *Vermischte Gesänge* notiert

Das Buch befasst sich mit einem poetischen Phänomen, von dessen Existenz sich bisher nur wenige auch sinologische Spezialisten eine Vorstellung machen konnten. Gedichte aus der Tang-Dynastie, der Glanzzeit der chinesischen Poesie, die bisher weit außen am Rand chinesischer Lyrik angesiedelt waren, die (noch) nicht bekannt und berühmt wurden.

Schlicht und eindeutig schildert der jeweils einsilbige Titel von insgesamt nur 120 Gedichten ein übergeordnetes Thema: das „Besingen von Gegenständen“ (*yongwu*). Eine klare Sache also, zumindest scheint das so auf den allerersten Blick.

Der Dichter Li Qiao (7.–8. Jh) teilt seine Ding-Sammlung in zwölf Kategorien von je 10 Gedichten ein: So je eine Dekade von Himmel–Erde; von Pflanzen–Bäumen, von Tieren–Vögeln, oder auch von Literatur–Musik etc.

Als Titel steht über jedem Gedicht ein „Dingwort“ aus der dichterisch behandelten Kategorie. Man möchte hier wirklich unsere deutsche Grammatik längst vergangener Jahrzehnte mit dem „Dingwort“ hervorholen, das längst vom Substantiv abgelöst wurde. Oder auch, wenn es sich schon um China handelt, in Rätsel eintauchen und die chinesische Prinzessin Turandot ihr Rätsel aufgeben lassen, mit den Worten Schillers garniert: „Wie heißt das Ding, das Wen'ge schätzen, doch zierte's des größten Kaisers Hand.“

Doch in der vorliegenden Studie von Liu Wenqing gilt es zuallererst, nicht die Dinge zu besingen, sondern die Autorin selbst, die sich an diese Rarität der chinesischen Literaturgeschichte in ihrer Dissertation herangewagt hat. Sie hat sich in ausgedehnten Kommentaren mit Leben und Werk des Dichters Li Qiao auseinandergesetzt. Sie lässt Zeitgenossen zu Wort kommen, die den Dichter, den Staatsmann wohlwollend oder auch kritisch einordnen oder die ihn auch mit viel Bewunderung loben.

Liu Wenqing hat in ihren Auseinandersetzungen mit Leben und Werk ihres Protagonisten ein gutes Gespür für die Längen von einzelnen Abschnitten. Es bleibt stets abwechslungsreich und spannend, wenn sich der Leser nicht allzu sehr von den überaus zahlreichen Anmerkungen ablenken lässt.

Allerdings sind die ausgewählten 12 „Ding-Gedichte“ in ihren Übersetzungen ohne ausführliche Kommentare kaum verständlich. Die ausführlichen und überaus notwendigen Kommentar-Passagen zu den ausgewählten Übersetzungen gelingen Liu Wenqing auf allen Ebenen. Eine solche hermeneutische Annäherung erfordert eine enorme philologische Arbeit, die ohne die der Autorin zur Verfügung stehenden Kommentare kaum möglich gewesen wäre.

Der Dichter holt sich seine Inhalte der stets 8 mal 5 Zeichen pro Gedicht von ziemlich weit her. Er greift in verschlüsselten Anspielungen als brillanter Kenner der historischen Ereignisse zurück auf die vielfältigsten Aussprüche aus den großen klassischen Schriften der chinesischen Literatur, auf Verszeilen aus den grandiosen Lieder- und Gedichtsammlungen, wie dem *Shijing* und dem *Wenxuan*.

Vom Leser ist gefordert, gleichsam die gesamte Geschichte Chinas abrufbar zu haben, um die Anspielungen in den Versen auf das Dingwort des Titels zu verstehen und einzuordnen.

Um es auf den Punkt zu bringen, diese „Ding-Gedichte“ von Li Qiao sind in ihrer asketischen Dichte ohne die umfangreichen Kommentare von Liu Wenqing kaum in ihrem poetischen Wert einzuordnen, geschweige denn, überhaupt zu verstehen. Bei der Lektüre mag sich mancher als Abenteurer vorkommen.

Dabei sind die vier Doppelverse einer jeden poetischen „Verdinglichung“ jeweils ohne inhaltliche Verbindung nebeneinandergestellt. Und ohne den Ding-Titel im Gedicht erscheinen zu lassen, ist jeder Doppelvers auf diesen Titel zu beziehen. Ausnahmsweise wird der Titel doch manchmal wiederholt. Es sollte also vor jedem Doppelvers im Geiste das Dingwort des Titels stehen.

So wie Li Qiao mit seinen Ding-Gedichten den Leser herausfordert, diese poetischen Fragmente zu verstehen, in ihrer sprachlichen Reduktion gar zu lieben, so fordert auch Liu Wenqing in ihrer umfangreichen Studie über diese dichterischen

„Ding-Paraphrasen“ den Leser heraus, die Geduld nicht zu verlieren, sich erst einmal ausführlich mit den Inhalten ihrer Kommentare auseinanderzusetzen, um sie zu klangvollem Leben zu erwecken.

Zwischendurch sollte man aber auch die ausgewählten Ding-Gedichte der deutschen Poesie genießen, Werke, unter anderem von Mörike und Rilke, die Liu Wenqing nicht minder kenntnisreich kommentiert und ihnen auch passende und spannende chinesische Gedichte an die Seite stellt.

Dann vermag der Lyrik liebende Leser zumindest ein wenig von den großen Worten nachzu fühlen, die Liu Wenqing als brillanten Abschluss eines Kommentars gefunden hat, wenige Schriftzeichen nur, aber doch von prophetischer Ein dringlichkeit, die während der Han-Zeit verbreitet waren, die auch einige Jahr hunderte zurückblickten auf die größte Lied-Sammlung des *Shijing*:

Diese Lieder sind das Herz von Himmel und Erde,
sind der Ahn der Tugenden eines Edlen,
sind der Stammherr hundertfachen Glücks,
sind das Haus aller zehntausend Dinge.
(Seite 111, Zitat aus dem *Shiwei hanshenwu*)

Manfred Dahmer
Reichlos, Freiensteinau

European-Chinese Imperial Maps and Gazetteers Related to the Kazakh (Qazaq) Khanate and Its Adjacent Regions from the 16th to 19th Centuries, by Nurlan Kenzheakhmet. XV + 425 pp. Deutsche Ostasienstudien, 44. Gossenberg: Ostasien Verlag, 2023. ISBN 978-3-946114-85-7

The author of this weighty volume is a Kazakh born in Xinjiang, who studied in Moscow and Beijing and who is now a research professor at the Eurasian Research Institute of Khoja Akhmet Yassawi International Kazakh-Turkish University in Türkistan (Southern Kazakhstan). As an archaeologist, historian and geographer he was well qualified to author an equally heavy volume entitled *Eurasian Historical Geography as Reflected in Geographical Literature and in Maps from the Thirteenth to the Mid-Seventeenth Centuries* (2021) which may justly be considered a predecessor of the book under review now; it analyzes the oldest Korean world map of 1402, known as “Kangnido” 疆理圖.

The present volume follows the format of its predecessor: it is divided into two main sections – the first of which is devoted to historical geography while the second, modestly called “appendix”, is a comprehensive gazetteer to the maps under discussion.

The first part introduces the subject by explaining the importance of analyzing historical maps of Central-Eurasia for the historiography of the region and emphasizes the many challenges in identifying localities, and harmonizing the widely differing information in the cartographical and underlying textual sources through the centuries. The treatment of the subject is more or less chronological, starting with the Golden Horde and then focusing on the Kazakh Khanate and its representation in both European and Chinese maps. The Khanate was a Kazakh state in Central Asia, established in 1465, succeeding the Golden Horde. It became powerful and extended its borders until it fell under Russian domination by the middle of the 19th century. According to the early European view the inhabitants of the regions East of Moscow were generally called Tatars, but gradually more detailed maps, like those of the Swedish prisoners of war in Russia, allowed to distinguish a number of ethnic groups and peoples. A particular role was played by European Jesuit missionaries to China, e.g. by Matteo Ricci (1552–1610), the founder of the mission, who authored several large world maps, and various later missionaries who helped with the preparation of three atlases of China and the adjacent countries, namely the Kangxi Atlas (1718), the Yongzheng Atlas (1728) and the Qianlong Atlas (1772) (they are called after the reign periods during which they were made).

Ricci's map "Kunyu wanguo quantu" 坤輿萬國全圖 of 1602 gives the term *da-da* 鞑靼 (a name also used in Chinese sources) for Tartary. A major impact on European cartography was made by Nicolaas Witsen (1641–1717), mayor (burgomaster) of Amsterdam and diplomat who had visited Russia (see his *Noord en oost Tartarye*. Amsterdam 1705) and especially his map "Tartaria, sive magni Chami imperium ex credendis amplissimi viri d. Nicolai Witsen". Amsterdam (1687; later version 1708) which was widely used in other maps. The same is true for Philipp Johann von Strahlenberg (originally Tabbert, ennobled in 1707; 1677–1747), an officer in the Swedish army, who was taken prisoner of war in Russia after the battle of Poltava (1711–1722) and who collected diligently geographical and historical data on the Tatars and other Turkic tribes. His book *Das Nord- und Ostliche Theil von Europa und Asia, in so weit solches das gantze Russische Reich mit Siberien und der grossen Tatarey in sich begreiffet* (Stockholm 1730) and the accompanying map "Nova Descriptio Geographica Tatariae Magnae" became standard works on the subject.¹

1 See also "Ph. J. von Strahlenberg und seine Karte der Grossen Tatarei (zwei Briefe Strahlenbergs an J. Ph. Breyne, 1723 und 1724)", by Larisa Bondář et al., German trans. by H. Walravens, *CAJ* 65 (2022), 121–149. [The translation is somewhat augmented and revised as compared with the Russian original (*Kunstkamera* 2022.1, 72–98).]

The author's statements regarding the influence of the European maps are interesting, namely, that they (including Johann Baptist Homann's [1664–1724] "Generalis totius imperii Russorum novissima tabula" of 1722, and Abraham Ortelius' *Theatrum Orbis terrarum* [1527–1598] et al.) had a major impact on Chinese maps, especially regarding coastlines etc.

The three mentioned imperial atlases had legends not only in Chinese, but there were versions which used Chinese only for China proper while the names for adjacent regions – Manchuria, Mongolia, Xinjiang, and Tibet – were given in Manchu script. This was basically a good idea as the Manchu script is better suited than Chinese for the transliteration of names in foreign languages. It turns out, however, that in many cases apparently the original spelling was not available to the editors, only the Chinese transliteration into Chinese, and thus there was not always much added value in the Manchu version. The same applies also to other bilingual texts, like the *Huang Qing zhigong tu* 皇清職貢圖² of the Qianlong period, which is quoted with the description of the Kazakhs in the present work. It is worth mentioning that the Kangxi atlas as edited by Walter Fuchs (1902–1979) in 1943 contains a very useful gazetteer of the place names (including the Manchu ones), while the modern reprint (Beijing 2007; two of the atlases were reprinted not from the originals but from 20th century reprints) does not include the Manchu names. A very useful reference tool regarding foreign names is the imperially commissioned hexaglot dictionary *Xiyu tongwen zhi* 西域同文志 of 1795.³ It was referenced by Julius Klaproth (1783–1835)⁴ whose works and maps, especially his 1836 Map of Central Asia were used by the author.

2 See my review (MS 72.1, 2024, 306–310) of Laura Hostetler and Wu Xuemei (eds. and trs.), *Qing Imperial Illustrations of Tributary Peoples* (*Huang Qing zhigong tu*): *A Cultural Cartography of Empire* (Leiden, 2022).

3 Here the author points out another imperial pentaglot work, *Wuti Qingwenjian* 五體清文鑑, the Imperial Mirror of the Manchu Language. His explanatory note (p. 65, note 21) is, however, erroneous: "Glossary of the Five Dynastic Writings [Pentagonica], which records in a thematically organized system the lexical resources of the five major languages of the Qing Empire". The mentioned facsimile of 1957 is useful, but the modern edition by Oliver Corff et al. is much preferable and boasts separate index volumes for the individual languages: *Auf kaiserlichen Befehl erstelltes Wörterbuch des Manjurischen in fünf Sprachen „Fünfsprachenspiegel“: Systematisch angeordneter Wortschatz auf Manjurisch, Tibetisch, Mongolisch, Turki und Chinesisch* (Wiesbaden, 2013).

4 On the linguist Klaproth see my *Julius Klaproth. Leben und Werk* (Wiesbaden, 1999),

A rare map is also the one which the imperial envoy to the Torghut on the Volga, Tulišen (1667–1741), added to his *Lakcaha jecen de takûraha babe ejehe bithe* which was published first in Manchu in 1723 and then, in the same year, also in Chinese translation (*Yiyu lu* 異域錄).⁵

The mentioned sources are just a selection of several major works that the author examined and analyzed. There is a whole chapter on further historical and geographical works of the Qing dynasty, which describe the Kazakh khanate, like the *Xiyu tuzhi* 西域圖志 and the *Da Qing huidian* 大清會典, and especially an essay on the borders between the Kazakh khanate and the Qing empire. Special coverage is also given to the description and mapping of Central Asia and Siberia in the Qianlong atlas (besides the Kazakh khanate).

The second part or Appendix comprises the major bulk of the book; among the tables given the more important ones are: 3: Place names and legends of Central Asian part of Jenkinson's maps [ms. 1562 et al.] vs. Maps from European and Eastern sources (p. 147-154); 4: "Kunyu wanguo quantu"⁶ vs. "Kunyu quantu" 坤輿全圖,⁷ and Ptolemy's Geography (p. 155f); 5: The place names and cities on Matteo Ricci's world map (p. 157-162); 6: Central Asian Mongolian place names in the *Seren gerel* ["Moonlight", i.e. the Biography of Zaya Pandita, as ed. and transl. by A. G. Sazykin. 1999; vs. Renat's map, Yongzheng, and Qianlong] (p. 163-169); 7: Tulišen vs. Yongzheng, Qianlong, Witsen and Gaubil (p. 170f); 8: Names of settlements and places in the territory of the Kazakh khanate in the historico-geographical maps and works of the Qing in the 18th century (p. 172-176); 9: Qianlong Atlas (1766) vs. Pansner 1816, Levshin 1831, Klaproth 1836, Hum-

which offers besides a fairly complete bibliography of the scholar's writings also lists of his printed and his unpublished maps.

- 5 The bibliography lacks Imanishi Shunjū's splendid study and annotated translation of the work: *Kochū Iikiroku* 校注異域錄 Tulišen's I-yü-lu (Tenri, 1964). – There is a new edition by Haneda Akira: *Iikiroku: Shinchō shisetsu no Roshia ryokō hōkoku* 異域錄—清朝使節のロシア旅行報告 (Tōkyō, 1985).
- 6 The relationship between Ricci's world map and Ptolemy was already dealt with in Pasquale M. d'Elia's monumental edition: *Il mappamondo cinese del p. Matteo Ricci, S.I., conservato presso la Biblioteca Vaticana* (Città del Vaticano, 1938) and his later study in MS 20.1961 (not mentioned in the bibliography).
- 7 "Kunyu quantu" 坤輿全圖, i.e. the 1674 world map by Ferdinand Verbiest S.J. (1633–1688); it might be interesting to know that this map was modeled on Blaeu's large world map. Cf. my article "Father Verbiest's Chinese world map (1674)", *Imago Mundi* 43 (1991), 31-47.

boldt 1843–1844, “General’naya karta zapadnoy Sibiri s Kirgizskoy step’yu”, and Babkov 1912 (p. 177-181); 11: Components of Manchu-Mongol-Turkic-Russian-French-Chinese place names according to their spelling in the Qianlong Atlas (1766) (p. 185-194); A1: Place names of Northern Eurasia (Russian Empire) in the atlases of Yongzheng and Qianlong and on Witsen’s (1687), Ides’ (1704) and Homann’s (1722) maps (p. 199-218); A2: Central Asian place names in the Yongzheng Atlas (p. 219-252); A3: Central Asian place names in the Qianlong Atlas (p.253-359). The tables are arranged in columns to allow easy correlation and comparison with the other sources. The locations of the places in the Yongzheng and Qianlong atlases is by the respective sheets a schema of which is offered at the beginning. The book is concluded by a comprehensive bibliography (p. 367-425).

The volume is printed on heavy paper to allow quality reproduction of the many colored illustrations. At first glance the pictures seem to be a bit too much reduced and the many place names given also in Manchu script may require good eyesight. But one should not overlook a special feature of the book – it is accompanied by a CD-ROM which contains the complete book and in addition files of all illustrations. Thus the maps and pictures may be zoomed and studied without problems. Also, the lack of an index does not make itself felt as full text search is of course another practical feature of this publication.

To conclude: The book is a mine of information in its presentation and analysis of historical source material on the Kazakh khanate and the whole of the Central Asian and Siberian areas. It is an indispensable reference tool and makes the toponyms as given by a wide array of historical maps and descriptions easily available. The finding and correlation tables allow not only spotting a certain locality immediately but often also provide additional explanations for interpreting the names. The immense effort of the author in assembling and explaining all these data from different languages and scripts can hardly be underrated and his merits will be gratefully acknowledged by historians not only of Kazakh history, but also experts on the adjacent cultures – Chinese, Mongolian, Russian/Siberian, and other Turkic peoples, and, thus, historians worldwide.

Besides the author’s tremendous industry and acumen, also the editors and publishers deserve high praise for creating a pleasing layout for an easy to use, but difficult to realize standard work.

Hartmut Walravens
Berlin

Geschichte Japans, von Wolfgang Schwentker. 1050 Seiten, mit zahlreichen Abbildungen und Karten, München: C.H. Beck, 2022. ISBN 978-3-406751-59-2

Wer sich heute an die Abfassung einer Ländergeschichte begibt, weiß bereits vor der Niederschrift des ersten Buchstabens, dass Besserwisser in allen Winkeln und Nischen des Internets darauf warten, das fertige Werk bemängeln zu können. Zwar ist der Kulturhistoriker Wolfgang Schwentker als ausgewiesener Japankenner über die Kritiken solcher Menschen erhaben, doch bekennt er vorsichtshalber:

Wenn ich mit diesem Buch eine Geschichte Japans vorlege, so haftet dem etwas Kühnes, ja geradezu Vermessenes an. Als Autor einer Synthese ist man gezwungen, sich auf Gebiete zu begeben, auf denen man die Quellenlage nicht zur Gänze übersieht. Mehr noch als sonst ist man auf die Studien von Kolleginnen und Kollegen angewiesen. Dieses Buch ist nicht zuletzt deshalb in Bibliotheken geschrieben worden. (S. 1035)

Rückschlüsse auf den Entstehungsort des opulenten Werkes lassen sich Gott sei Dank nicht etwa anhand von Staubspuren, sondern allein angesichts der ungeheuren Belesenheit seines Autors ziehen. Trotzdem ist Schwenkers „Kühnheitsbekenntnis“ nicht fehl am Platze, denn tatsächlich ist es eine Gratwanderung, die Darstellung der reichen Geschichte Japans zwischen zwei Buchdeckel zu drücken und einem deutschen Lesepublikum zu präsentieren, welches ein recht unscharfes Bild vom „Land der aufgehenden Sonne“ hat. Nach Lektüre der gut 1000 Seiten wird auch dem Rezensenten bewusst, wie wenig er bislang über die Historie, Mentalität und Kultur Japans wusste und wie sehr das 2022 im Verlag C.H. Beck erschienene Werk auf dem heimischen Buchmarkt gefehlt hatte.

Wolfgang Schwentkers Einführung in seine *Geschichte Japans* ist jedoch alles andere als sanft und einfühlsam, denn gleich in der Einleitung konfrontiert er seine Leser mit dem Excerpt eines 1939 geschriebenen Aufsatzes des Historikers Tsuda Sōkichi, der die grundlegenden Fragestellungen der japanischen Geschichte umreißt und seinem Autor noch vor der geplanten Veröffentlichung den Vorwurf der Majestätsbeleidigung einbrachte, weil dieser es gewagt hatte, die göttliche Abstammung der Kaiser in Frage zu stellen, was bis 1945 quasi verboten war. Tsuda Sōkichi war beileibe kein Gegner des Tennō, sondern ein aufmerksamer Historiker, der sich der insularen Sonderentwicklung japanischer Geschichte durchaus bewusst war und in seinem Beitrag allerhand Besonderheiten herausgearbeitet hatte, so vor allem die für das Land so wichtige Frage nach

dem „Außen“ und „Innen“, worunter japanische Geschichtswissenschaftler (dies mag Inselvölkern eigen sein) einen stetigen Wechsel von Epochen der Öffnung und solchen der vollkommenen Isolation verstehen, was sich auch in der Ereignisgeschichte des Landes deutlich spiegelt.

Nach 30-seitiger Einführung in die Besonderheiten dieser insularen „Sonderrolle“ fühlt sich der Leser ausreichend gerüstet, die Lektüre einer klassischen Länderhistorie mit vielen mentalen und kulturspezifischen Extras in Angriff zu nehmen. Er erfährt auf den folgenden gut 300 Seiten eine Menge über die Geografie, die Ur- und Frühgeschichte, die teils mythische und in eine graue Vorzeit zurückreichende Kaiserzeit, über das Verhältnis der Japaner zu ihrem Nachbarn China sowie über die reiche Kultur des Landes mit seinen unterschiedlichen Klimazonen, die Landwirtschaft nur begrenzt zulassen. Nach diesen – teils hoch informativen – Schilderungen ist Schwentker dann mit der Geschichte der Samurai in seinem eigentlichen Element angekommen und beschenkt uns mit seinem detailreichen Wissen über diese (schon 2009 erschien in der Beck'schen Reihe ein schmales Bändchen über diese Kriegerkaste aus seiner Feder). Überhaupt scheint Schwentker an der Militärgeschichte des Landes besonderen Gefallen zu finden und informiert den Leser, ganz nebenbei, auch über erstaunliche Anekdoten, wie etwa den Umstand, dass 1543 in Seenot geratene Portugiesen auf der im Süden Japans gelegenen Insel Tanegashima anlandeten, wo ihre mitgeführten Hakenbüchsen auf solch großes Interesse stießen, dass sie von den Bewohnern nachgebaut wurden und recht bald zu einer waffentechnischen Innovation im ganzen Kaiserreich beitrugen, das von da an über Feuerwaffen verfügte (S. 487).

Schwentkers *Geschichte Japans* ist ungemein informativ und unterhaltsam. Man fühlt sich an keiner Stelle alleingelassen, denn dem Autor ist es meisterhaft gelungen, eine ausgewogene Gesamtdarstellung aus lebendig erzählter Historie und den unterschiedlichen Betrachtungswinkeln seiner japanischen Kollegen zu komponieren. Die Darstellung reicht vom ersten Tennō, der direkt von der Sonnengöttin abstammen soll, über die Entwicklung von Keramik, Schrift und Architektur, die Militarisierung in der Epoche der Schogune, die Phase der Christenverfolgung und der Öffnung nach der Meiji-Restauration des Jahres 1868, Schwentker spart aber auch die jüngere Geschichte der Expansion und des Zweiten Weltkrieges mit der Katastrophe zweier Atombombeneinschläge nicht aus und führt uns bis in die frühen 2020er Jahre, in denen das Inselreich sich nicht allein vom Meer, sondern auch von einer Flut schier erdrückender wirt-

schaftlicher, demografischer, ökologischer sowie innen- und außenpolitischer Probleme umspült sieht.

Es sind aber vor allen die vielen „Kleinigkeiten“, die das Buch auszeichnen und bei einem europäischen Leser Staunen hervorrufen. So z. B. die Tatsache, dass es japanischen Archäologen bis heute verboten ist, antike Kaisergräber zu öffnen, und manche von ihnen zum Ausgleich dafür spektakuläre „Fundstücke“ zuvor selbst vergraben, um den Ursprung der Japaner immer weiter in die Vergangenheit zu rücken (S. 53), oder dass die legendäre Langlebigkeit der Japaner bereits im 3. Jahrhundert von chinesischen Chronisten bemerkt worden ist (S. 70).

Markus Bötefür
Oberhausen

Ki (氣), Fühlen und Empfinden: Eine linguistische Phänomenologie vorprädikativer Erfahrungsformen, von Kuwayama Yukiko 桑山裕喜子. 310 Seiten. Welten der Philosophie, Bd. 24. Baden-Baden: Karl Alber, 2023. ISBN 978-3-495-99484-9

Der japanische Begriff *ki* 氣 (bzw. 氣, nach chinesischer Pinyin-Umschrift *qi*) erweist sich in seiner Vielseitigkeit als resistent gegenüber einheitlichen Übersetzungsversuchen. Die beachtliche Bedeutungsbreite des Wortes, die exemplarisch mit Verweis auf die insgesamt sieben separaten Übersetzungsvorschläge belegt sei, die das *Wa-doku dai-jiten* 和独大辞典¹ anbietet, schließt traditionell nicht nur eine medizinische, sondern auch eine philosophische Dimension mit ein. So lässt sich in Anbetracht der Tatsache, dass der Terminus bereits im frühen altchinesischen Denken etabliert war und unter anderem in Klassikern wie dem *Daodejing* 道德經, dem *Yijing* 易經 oder auch dem *Huainanzi* 淮南子 Erwähnung fand, die Zeit der Streitenden Reiche (chinesisch *Zhanguo shidai* 戰國時代, 475 v. Chr. – 221 v. Chr.) als erste dreier voneinander differenzierbarer Hochphasen von *ki* identifizieren, der die Song-Zeit (chinesisch *Songchao* 宋朝, 960–1279) als zweite und die Gegenwart als dritte Verbreitungsphase folgen.² Obwohl die Ursprünge der unter-

1 Vgl. *Großes japanisch-deutsches Wörterbuch / 和独大辞典*, hg. von Jürgen STALPH, Irme-la HIJIYA-KIRSCHNEREIT, Wolfgang E. SCHLECHT und UEDA Kōji [上田浩二], Bd. 2: *J-N* (München: Iudicium, 2015) [wadokudaijiten.de/wb/band2.php?q=ki&m=1&r=10&c=10&id=ki_11].

2 Ausführlicher zu besagten drei Verbreitungsphasen vgl. MIURA Kunio 三浦國雄, „Ki 氣“, in: *Iwanami tetsugaku-shisō jiten* 岩波哲学·思想事典, hg. von HIROMATSU Wataru 廣松

schiedlichen philosophischen Exegesen, die diese Phasen bestimmten, primär nach China zurückverfolgt werden können, wurden sie in Japan zum einen rezipiert und weiterentwickelt,³ zum anderen ging der Begriff selbst dort früh mit anderen Wortzeichen zusammen, was nicht nur zu Erweiterungen des Bedeutungsumfangs führte, sondern auch mitausschlaggebend für die Einzigartigkeit der japanischen Begriffsgeschichte von *ki* war.

Während die vorliegende Studie, die der Universität Hildesheim ursprünglich im Jahre 2022 als Dissertationsschrift vorgelegt wurde, der Begriffsgeschichte von *ki* genauso Rechnung trägt wie auch der Bedeutungsweite von *ki* allgemein, liegt ihr Schwerpunkt – wie der erste Teil des Titels verrät – mit dem „Fühlen und Empfinden“ auf einem anderen Aspekt. Der zweite Teil hingegen bezieht sich auf die „linguistic phenomenology“ des britischen Sprachphilosophen John Langshaw AUSTIN (1911–1960), die als methodischer Fixpunkt der Arbeit fungiert, während der Begriff der vorprädikativen Erfahrung auf die Schriften der Phänomenologen Edmund HUSSERL (1859–1938) und Maurice MERLEAU-PONTY (1908–1961) zurückgeht. Zu erwähnen ist weiter, dass die Arbeit auf vorherige phänomenologische Studien zu *ki* zurückgreift, die in der jüngeren Vergangenheit von YAMAGUCHI Ichirō 山口一郎 (*1947) und HISAYAMA Yūho 久山雄甫 (*1982) in deutscher Sprache verfasst wurden, womit sie sich an das vorläufige, wenn auch sicherlich nicht definitive Ende einer Reihe interkultureller Arbeiten zum Phänomen *ki* stellt, auf die erst unlängst hingewiesen wurde.⁴

涉, KOYASU Nobukuni 子安宣邦, MISHIMA Ken'ichi 三島憲一, MIYAMOTO Hisao 宮本久雄, SASAKI Chikara 佐々木力, NOE Keiichi 野家啓一 und SUEKI Fumihiko 末木文美士 (Tōkyō: Iwanami, 1998), 298–299.

- 3 Paradebeispiel hierfür ist die neokonfuzianische Auslegung von *ki* während der Edo-Zeit (*Edo jidai* 江戸時代, 1603–1868), die auf ZHU Xi 朱熹 (1130–1200) zurückgeht und zwischen *ki* (bzw. *qi*) als physischer Substanz auf der einen und *ri* 理 (chin. *li*) als metaphysischer Gesetzmäßigkeit auf der anderen Seite unterscheidet. Siehe hierzu etwa Oscar KRESSLER, „Die mitteljapanischen konfuzianischen Philosophen und ihr Verhältnis zum Buddhismus ihres Landes“, *Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft* 88.1 (1934), 65–82.
- 4 Vgl. Leon KRINGS' Rezension: „Yūho Hisayama, *Erfahrungen des ki: Leibessphäre, Atmosphäre, Pansphäre*. Freiburg: Alber, 2014“, *European Journal of Japanese Philosophy* 2 (2017), 333–336, hier: 336. Konkret ordnet KRINGS dieser Reihe neben der von ihm rezensierten Arbeit HISAYAMAs folgende Publikationen zu, die ausnahmslos in der Studie KUWAYAMAs berücksichtigt werden: Peter PÖRTNER, „Notizen zum Begriff des

Im einleitenden, ersten von in toto sechs Kapiteln der vorliegenden Studie wird unter Verweis auf diese und weitere Vorarbeiten nicht nur ihr Themenfeld abgesteckt, sondern auch ihre Zielsetzung formuliert, die vorsieht, den Entstehungsprozess der Emotionen durch Untersuchung verschiedener dem Wortfeld *ki* zugehöriger Begriffe aus der japanischen Alltagssprache nachzuvollziehen.

Zu diesem Zweck erfolgt im zweiten Kapitel zunächst eine Einführung zu fundamental vorprädikativen Gefühlerfahrungen, bevor die Wirkung der erlernten Kulturalität auf den Prozess des Fühlens erarbeitet wird, die mit dessen Individualität und Partikularität einhergeht und belegt, dass der Erwerb neuer Artikulationsmöglichkeiten dazu führen kann, dass Selbstverständlichkeiten relativiert und neue Erfahrungsebenen erschlossen werden.

Im dritten Kapitel wird nach einem Resümee der Entwicklungsgeschichte der eng miteinander verbundenen Wortfelder *ki* und *ke* im Rahmen einer linguistischen Analyse mithilfe der entsprechenden Wörterbuchartikel des *Iwanami kokugo jiten* 岩波国語辞典⁵ und Übersetzungen einer Auswahl von Beispielausdrücken, die vier unterschiedlichen Bedeutungsdimensionen zugeordnet werden können, ihr Bedeutungsspektrum überblickt. Aus der Analyse geht hervor, dass *ki* – auch da das Wortzeichen die Satzposition des Subjekts, des Objekts sowie die einer Bewegungs- oder Transformationsrichtung einnehmen kann – eine Flexibilität auszeichnet, die es ihm ebenso gestattet, Vorgänge innerhalb des Menschen auszudrücken, wie auch Vorgänge, die sich außerhalb von ihm oder sogar im beides verbindenden Zwischenraum vollziehen, sodass *ki* personale, apersonale oder auch impersonale Manifestationsmöglichkeiten umfasst. Anders als im Fall von *ke*, einem Wortfeld, bei dem leibliches

Ki“, in: *Referate des VI. Deutschen Japanologentags in Köln, 12.–14. April 1984*, hg. von Géza S. DOMBRADY und Franziska EHMCKE (MOAG, 100. Hamburg: Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens, 1985), 215–254; KIMURA Bin [木村敏], *Zwischen Mensch und Mensch. Strukturen japanischer Subjektivität*, üs. und hg. von Elmar WEINMAYR (Darmstadt: WBG, 1995); YAMAGUCHI Ichirō [山口一郎], *Ki als leibhafte Vernunft: Beitrag zur interkulturellen Phänomenologie der Leiblichkeit* (Übergänge, 31. München: Fink, 1997); Rolf ELBERFELD, *Sprache und Sprachen: Eine philosophische Grundorientierung* (Freiburg im Breisgau: Alber, [¹2012], ^³2014).

⁵ *Iwanami kokugo jiten* 岩波国語辞典, 8. Auflage (Daihachihān 第八版), hg. von NISHIO Minoru 西尾実, IWABUCHI Etsutar 岩淵悦太郎, MIZUTANI Shizuo 水谷静夫, KASHINO Wakako 柏野和佳子, HOSHINO Kazuko 星野和子 und MARUYAMA Naoko 丸山直子 (Tōkyō: Iwanami, [¹1963], ^²2019).

Fühlen im Vordergrund steht, tendieren Ausdrücke mit *ki* weder konkret zum Physischen noch zum Psychischen, sondern implizieren eine Kontinuität zwischen dem menschlichen Körper, seiner Psyche sowie der ihn umgebenden Außenwelt, sodass *ki* nicht nur auf grammatischer, sondern auch auf semantischer Ebene verschiedene Unterscheidungsmöglichkeiten inkludiert, die mithilfe unterschiedlicher Wendungen präzise verbalisiert werden können.

Das anschließende, vierte Kapitel widmet sich durch Untersuchung einer Reihe von Ausdrücken aus dem Wortfeld *ki* eigens der impersonalen Dimension des Fühlens: Während die Alltagswendung *ki ga suru* 気がする etwa markiert, dass sich ein im impersonalen Wahrnehmungsvollzug längst entstandener Eindruck nunmehr bemerkbar gemacht hat, impliziert *kehai* 気配, dass etwas Unbestimmtes und doch atmosphärisch Präsentes ein (leibliches) Gefühl ausgelöst hat. Der Begriff *kūki* 空氣 dagegen bezieht sich speziell auf eine unbemerkt entstandene und zugleich als Diskrepanzerfahrung wahrgenommene Kollektivstimmung, an der passiv partizipiert wird – eine Erkenntnis, die die Möglichkeit andersartiger Stimmungssituationen, wie etwa solcher, die aktiv mitgestaltet werden, verdeutlicht und damit eventuelle Vorannahmen relativiert.

Nach dieser Auseinandersetzung mit dem impersonalen Fühlen steht im fünften Kapitel die personale Gefühlsdimension im Mittelpunkt der Betrachtungen, wobei auf intentionales Fühlen auf der einen und stimmungshaftes Befindlichkeitsempfinden auf der anderen Seite eingegangen wird. Der Gefühlsbegriff *kimochi* 気持ち etwa setzt die Anwesenheit einer Person implizit voraus und kann sowohl intentional objektgerichtete Emotionen als auch bloße Stimmungen beschreiben. Die Betrachtung des Wortes *kibun* 気分, das sich auf physisch-psychische Gesamtverfassungen bezieht, ergibt, dass die besagte Verfassung zwar genauso zu jemandem gehört, aber keine Intentionalität enthält, sondern stattdessen in unmittelbarer Wechselwirkung mit der lokalen Kollektivstimmung steht. Hiermit unterscheidet es sich von *kimochi*, das sich, indem es in Form einer Art „Kontur“ fest an bestimmte Personen gebunden ist, anderen verschließt und daher nur approximiert werden kann, wobei wiederum erlernte Selbstverständlichkeiten zum Tragen kommen. Darüber hinaus wird deutlich, dass *ki* personales wie auch impersonales Fühlen so weit in sich verbindet, dass beiden Beispielbegriffen ein unbewusster impersonaler Gefühlsanteil bescheinigt werden kann, aus dem wiederum das personale Fühlen im Zuge der Subjektbildung hervorgeht.

Das finale, sechste Kapitel komprimiert zuletzt nicht nur den Ertrag der Arbeit auf zwölf zusammenfassende Thesen, sondern formuliert auch einen Ausblick, der

unter anderem weiterführende historische Forschungen zu verschiedenen japanischen Wendungen mit *ki* sowie interdisziplinäre Subjektivitätsstudien als Anschlussmöglichkeiten vorschlägt.

In seiner Zweiteilung deutet dieser Ausblick einen wichtigen Punkt an, der die vorliegende Arbeit auszeichnet: Obwohl es sich bei ihr in erster Linie um eine philosophische Studie handelt, ist schwer von der Hand zu weisen, dass sie zugleich aus japanologischer Sicht von Interesse ist, zumal der japanischen Sprache infolge ihrer interkulturell-linguistischen Ausrichtung eine elementare Rolle zukommt. Hervorzuheben sind in diesem Zusammenhang etwa die Analysen von verbreiteten Alltagswendungen (untersucht werden neben den genannten beispielsweise auch *fun'iki* 雰囲気 und *ki ga tsuku* 気がつく) oder auch die begriffsgeschichtlichen Betrachtungen zu der Verwendung von *ki* in verschiedenen Kontexten, die zugleich die Flexibilität des Begriffs belegen. Darüber hinaus werden durch die Berücksichtigung der für die buddhistische Philosophie essenziellen und gleichsam auch in Yamaguchis Studie schon zentralen leiblichen Dimension der durch *ki* verbalisierten Erfahrungen und der Schwerpunktlegung auf die Differenzierung zwischen personalem und impersonalem Fühlen grundlegende Aspekte des undurchsichtigen Gefühlsprozesses beleuchtet. Die Beschreibung dieser Prozesse ist naturgemäß nicht einfach, darf aber – trotz der Distanz zwischen der japanischen und der deutschen Sprache und den Spezifika des Terminus *ki* – durchaus als gelungen bezeichnet werden, wobei generell keine nennenswerten sprachlichen Mängel bemerkbar sind⁶ und zusammenfassende Kapitelabschlüsse das Verständnis merklich vereinfachen. So lässt sich abschließend feststellen, dass die vorliegende Arbeit, indem sie die Gefühlsebene von *ki* konsequent in den Vordergrund stellt, die Forschungsbemühungen zu dem vielseitigen Wortzeichen weiterführt und sich gleichzeitig als geeignete Einstiegslektüre in die Thematik anbietet.

Hendrik Groth
Bonn

6 Unabhängig davon ist an dieser Stelle lediglich auf eine kleinere Ungenauigkeit hinzuweisen: Auf Seite 250 sind zwei Beispielsätze fälschlicherweise mit „a)“ und „b)“ markiert, die gemäß der Reihenfolge mit „c)“ und „d)“ ausgewiesen sein sollten und auf die in den anschließenden Ausführungen auch entsprechend Bezug genommen wird.

The Making of Modern Subjects: Public Discourses on Korean Female Spectators in the Early Twentieth Century, von Sung Un Gang. 338 Seiten. Bielefeld: Transcript, 2024. ISBN 978-3-8376-6929-9

Bei einem Gastvortrag an der Ohio State University im Oktober 2024 präsentierte der Kultur- und Medienwissenschaftler Herr Dr. Sung Un Gang die inzwischen überarbeitete und veröffentlichte Form seiner Dissertation.¹ Sein Forschungsbeitrag ist in dem Bereich der Gender-Studies angesiedelt und bezieht sich auf weibliche koreanische Theaterbesucherinnen in dem von Japan kolonisierten Korea. Er untersucht darin die mediale Darstellung und die durch die Medien implizierte gesellschaftliche Wahrnehmung dieser Zuschauerinnen. Laut Gang fällt auf, dass Journalisten dem Publikum oft gleichviel Interesse zugesprochen haben wie dem Geschehen auf der Bühne. Vor allem weibliche Zuschauerinnen seien oft unter eine metaphorische Lupe gesetzt und kritisiert worden. Dies regte ihn dazu an, der Frage nachzugehen, ob der mediale Diskurs über Zuschauerinnen im kolonialen Korea ein Versuch war, sie zu „modern subjects“ zu formen. Im Kontext seiner Forschung definiert er „modern subjects“ im Kern als Koreaner, die sich der japanischen Kolonialmacht anpassen.

Passend zu seiner Fragestellung betitelt er seine Arbeit als *The Making of Modern Subjects*. Zur genaueren Untersuchung dieser Problemstellung bedient sich Gang der historischen Diskursanalyse nach Michel Foucault. Gangs Quellen umfassen eine Vielfalt von Zeitungsartikeln, Rezensionen, Frauenmagazinen und Werbung bis hin zu literarischen Werken und Karikaturen sowie Photographien, die weibliche Zuschauerinnen thematisieren. Dabei berücksichtigt er folgerichtig die politischen Ausrichtungen der jeweiligen Publikationen, wie z.B. die *Chosön Ilbo*, die als Propagandamaschine der japanischen Kolonialmacht fungierte, und analysiert, wie diese Haltungen den medialen Umgang mit Frauen prägten. Dementsprechend findet auch die Zensur, die streng die publizierten Inhalte kontrollierte, Berücksichtigung.

1 Dieser Vortrag, betitelt *Rediscovering Audience Publicness: Korean Female Spectators and the Challenges of Postcolonial Theater Historiography*, fand am 25.10.2024 an der Ohio State University, im Rahmen der Institute for Korean Studies Lecture, statt. Der Vortrag fand in Präsenz sowie digital statt. Die Rezensentin verfolgte zwar diesen Vortrag in digitaler Form, bezieht sich jedoch in der Rezension ausschließlich nur auf die publizierte Buchform.

Ein signifikanter Aspekt von Gangs Forschung, die auf einer ausführlichen Analyse des sozio-historischen sowie kulturellen Kontexts beruht, ist die Betrachtung des Theaterbesuchs als gesellschaftliches Phänomen, das einen Bruch mit der konfuzianischen „Innen-Außen“-Regel darstellt, die eine strenge Trennung der Geschlechterräume vorschrieb. Das Theater, welches erst seit Ende des 19. Jahrhunderts in seiner bekannten Form auf der koreanischen Halbinsel existierte, bot Frauen dieser Zeit eine Möglichkeit, öffentliche Räume zu betreten und am gesellschaftlichen Leben teilzunehmen. Dies stellte in der damaligen Gesellschaftsordnung einen kontroversen Schritt dar und wurde, wie Gang betont, entsprechend oft in den Medien kritisiert. Er erläutert, dass trotz einer räumlichen Trennung von Bereichen im Theater, nämlich in eine Frauenzone sowie eine Männerzone, die Frauen nicht den prüfenden Blicken entkommen konnten.

Zunächst analysiert Gang die Theaterwerbung im kolonialen Korea, welche sich laut seiner Untersuchung eindeutig an ein männliches Publikum richtete. Frauen wurden nicht als Zielgruppe angesprochen, besuchten jedoch trotzdem Aufführungen. Zeitungen kritisierten dies scharf, besonders während der Annexion Koreas durch Japan, und bezeichneten Theaterbesuche als unangebracht in Zeiten politischer Unsicherheiten. Laut Gang wurden Theater in den Medien als „starting point of moral depreciation“ (S. 13) dargestellt. Um ihr Ansehen zu verbessern, organisierten Theater Benefizveranstaltungen. Dies ist darauf zurückzuführen, dass in den Medien insbesondere Spenden zugunsten nationaler Interessen positiv rezipiert wurden und philanthropische Aktivitäten an Ansehen gewannen. Vor allem *kisaeng*, koreanische Kurtisanen, traten bei solchen Veranstaltungen als großzügige Spenderinnen auf, die nicht selten mehr als Männer spendeten, und wurden dadurch laut Gang als „modern subjects“ dargestellt. Philanthropie wurde, besonders durch die Wohltätigkeitsinitiativen von westlichen Missionaren, auf der Halbinsel zu einem Merkmal für zivilisiertes Verhalten. Sobald aristokratische Frauen begannen, ihre Spenden nicht mehr anonym zu halten, lässt sich dies Gang zufolge als Hinweis auf den Wandel hin zu einer geschlechtsspezifischen kolonialen Öffentlichkeit deuten. Er beschreibt die Theaterbesucherinnen als Personen, die aufgrund ihrer zunehmenden öffentlichen Präsenz „about to become targets of persistent gaze and diverse politics aimed at transforming them into modern subject for various vision“ waren (S. 61).

Ein weiterer Aspekt dieser Untersuchung ist der japanische Einfluss auf die koreanische Theaterszene. In den 1910ern wurden alle Theater in Korea von Japanern betrieben und brachten dementsprechend japanische Theatergenres dem koreanischen Publikum nahe. Ein Beispiel hierfür ist das japanische *shinpa*-

Theater, eine Art Nachahmung des westlichen Theaters, welches folglich als Methode der kulturellen Assimilation auch in Korea wirkte. Gang zufolge bildeten sich koreanische *shinpa*-Theatergruppen, die in den kolonialen Zeitungen stark unterstützt und gefördert wurden. Dies deutet gemäß seiner Argumentation auf eine medial ermutigte Konformität zu der westlichen Welt hin. Das Publikum solcher Theater sei jedoch oft in anonymen Leserbriefen kritisiert worden. Ein solcher als Beispiel angeführter anonymer Brief, welchen die *Maeil Sinbo* veröffentlichte, berichtet in einem kritischen Ton von einer *kisaeng*, die im Publikum anfing zu tanzen und die Schauspieler zu bejubeln. Bemerkenswert sei, dass solche Kritiken überwiegend an Frauen geübt wurden. Die Veröffentlichung solcher Kritiken zeigt, laut Gang, ein Verlangen nach einem anderen Verhalten des Publikums. Es würde dementsprechend als Disziplinierung und Unterminierung der koreanischen Art des Zuschauens dienen, welches interaktiv und spielerisch ist.

Gang analysiert zudem die damaligen Filmpräferenzen des koreanischen Publikums und stellt fest, dass westliche Filme gegenüber japanischen Filmen bevorzugt wurden, was als Ausdruck einer Ablehnung der Kultur der Kolonialmacht interpretiert werden kann. Die Last der medialen Kritik trugen jedoch hauptsächlich Schülerinnen, die westliche *romantic movies* genossen. Aufgrund ihres als ledig angesehenen Status seien sie in dem medialen Diskurs scharf kritisiert worden. Ein Leserbrief des Frauenmagazins *Sin Yösöng* thematisiert die Besorgnis, dass solche Filme die Moral junger Frauen negativ beeinflussen könnten. Sogar ein eugenischer Diskurs beginnt, welcher eine Verbindung von Theater und Sexualkrankheiten herstellte. Frauen werden daher aufgefordert, aufgrund von Gefahren der öffentlichen Gesundheit sowie um ihre Moral zu bewahren, nicht ins Theater oder Kino zu gehen.

Im letzten Schritt seiner Untersuchung analysiert Gang die koreanische Rezeption von Hendrik Ibsens Werk *A Doll House*, ein zweifellos wichtiges Werk des 20. Jahrhunderts. Jedoch wirkt diese Stelle weniger ausgearbeitet sowie zunächst auch vom Forschungsgegenstand der Zuschauerinnen etwas losgelöst und hätte dementsprechend ein ganz eigenes Forschungsprojekt sein können. Gang thematisiert in diesem Kapitel koreanische Werke, die aus der Rezeption von *A Doll House* hervorgegangen sind, wie z.B. Chae Mansiks Nacherzählung der Geschichte, in der die Protagonistin, Nora, schließlich ein tragisches Schicksal erleidet, sowie Yi Kwangsus appellierendes Werk *to Nora*, in der er die Protagonistin auffordert, wieder nach Hause zu ihrer Familie zu gehen. Der Begriff *Noras of Chosön* wurde laut Gang als verleumdender Begriff für Frauen benutzt, die sich nicht den vorgeschriebenen Normen entsprechend verhielten. Ausschlaggebend für die Analyse ist

hier jedoch der Applaus. Dieser stammt bei den Vorstellungen von *A Doll House* hauptsächlich von Frauen, während Medienberichte von einem Versuch sprachen, diesen von männlicher Seite zu dämpfen.

Auf den ersten Blick liefert Gang eine detaillierte und typische foucaultsche Diskursanalyse und deckt somit die Nische einer oft übersehenen historischen Gesellschaftsgruppe ab. Auf methodischer Ebene erscheint diese Verwendung von Foucaults Theorien zwar konventionell, jedoch dient sie als fundamentierender Rahmen. Überdies bietet dieser Forschungsbeitrag eine neue Perspektive auf die historische Darstellung Koreas. Diese Herangehensweise beleuchtet die zuvor oft vergessene graue Zone des Alltagslebens der Kolonialzeit.

Gangs vorliegende Forschungsarbeit ist also ein bedeutender Beitrag zur koreanischen Geschichtsforschung und zu den Gender-Studies. Seine Analyse rückt einen oft unberücksichtigten oder gar für unwichtig gehaltenen Aspekt in den Mittelpunkt und liefert wertvolle Erkenntnisse darüber, wie Medien und gesellschaftliche Normen zur Konstruktion von „modern [colonial] subjects“ beitrugen. Gleichzeitig zeigt er, wie der Alltag der einfachen Menschen, insbesondere von Frauen, im kolonialen Korea in einen breiteren historischen Kontext eingebettet werden kann. Sein besonderer Beitrag liegt in der Darstellung des durch den medialen Diskurs beeinflussten Wandels der Gesellschaft in Korea, von alten Moralvorstellungen zu einer Kolonialgesellschaft.

Alexandra Fuhr
Bonn

Mongering North Korean Democracy for Inter-Korean Peace: Democratization in North Korea and Inter-Korean Peace, von IM Hyug Baeg 임혁택 und KU Jae Hoe 구재희. 176 Seiten. Seoul: Korea University Press, 2015. ISBN 978-8976418869

Die Frage, ob und wie Regime wie Nordkorea demokratisiert werden können, zählt zu den zentralen Herausforderungen der vergleichenden Politikwissenschaft und internationalen Beziehungen. Das Buch *Mongering North Korean Democracy for Inter-Korean Peace* von Hyug Baeg IM und Jae H. KU analysiert, basierend auf Albert O. Hirschmanns Konzept des „Possibilism“, ob ein Weg zu interkoreanischem Frieden und einer möglichen Demokratisierung eines der abgeschottetsten Regime der Welt gefunden werden kann. IM, Professor am Department of Political Science and International Relations, und Mitautor KU, Direktor des US-Korea Institute an der Johns Hopkins University School of Advanced International

Studies, berufen sich auf etablierte Demokratietheorien unter Berücksichtigung der besonderen Herausforderungen der nordkoreanischen politischen Struktur. Mit einem interdisziplinären Ansatz beleuchten sie die Machtstrukturen des Regimes und versuchen, mögliche Wege zur Liberalisierung Nordkoreas zu finden. Das Buch legt dar, dass eine schrittweise Demokratisierung nicht nur für die Stabilität Nordkoreas, sondern auch für den Frieden auf der koreanischen Halbinsel von zentraler Bedeutung sein könnte. Dabei argumentieren die Autoren, dass Demokratisierung der Schlüssel zu nachhaltigem Frieden sei. Kim Jong Un würde durch sie unter Druck gesetzt, friedlichere Beziehungen zu Südkorea und den USA zu etablieren, da die Bevölkerung demokratische Rechenschaft fordern würde.

Zu Beginn widerlegen IM und KU überzeugend die Argumente der sogenannten „Collapsists“, die einen plötzlichen Zusammenbruch des Regimes als wahrscheinlich oder notwendig erachten. Sie zeigen, dass bisher alle Vorhersagen dieser Richtung als überholt oder fehlerhaft anzusehen sind und ein nachhaltiger interkoreanischer Frieden nur durch gegenseitige Akzeptanz sowie durch eine graduelle Demokratisierung Nordkoreas erreicht werden kann, und warnen vor den Risiken eines abrupten Regimezusammenbruchs. Ein plötzlicher Kollaps würde nicht nur Nordkorea destabilisieren, sondern weitreichende Konsequenzen für die Region haben (vgl. S. 134). Diese Argumentation hebt sich ab von bisherigen Ansätzen, die eine Wiedervereinigung „by absorption“ propagieren, und schafft Raum für einen diplomatischen Diskurs. Eine Demokratisierung Nordkoreas habe positive Effekte auf einen „monadischen“ Frieden,¹ und bei einer Demokratisierung beider Koreas könne ein „dyadischer“ Frieden² entstehen, der zu langfristiger Stabilität und Zusammenarbeit führe.

Ein zentraler Punkt des Buches ist die Analyse der internen Dynamiken des Regimes und welche Reformen diese entweder begünstigen oder blockieren könnten. Nordkorea wird dabei als „neo-patrimoniale sozialistische Diktatur“ eingeordnet, als ein hybrides System, das traditionelle Patron-Klient-Beziehungen mit modernen, legal-bürokratischen Strukturen verbindet. Die Autoren identifizieren mehrere Faktoren, die laut ihrer Analyse die „exceptional survivability“ (S. 34) des

-
- 1 Monadischer Frieden geht davon aus, dass Demokratien generell friedlicher sind (auch gegenüber nicht-demokratischen Staaten).
 - 2 Dyadischer Frieden besagt, dass zwei demokratische Staaten aufgrund gemeinsamer Werte, Transparenz und öffentlichem Druck weniger wahrscheinlich Krieg gegeneinander führen.

Regimes sichern. Einer der Hauptgründe sei der steigende geopolitische Wert der Demokratischen Volksrepublik Korea (DPRK) für China, der als wichtigste Machtressource dieser neo-patrimonialen sozialistischen Diktatur hervorgehoben wird (vgl. S. 43). Die Autoren ordnen die nukleare Aufrüstung als eine der zentralen Strategien des Regimes zur Machtsicherung ein und argumentieren, dass diese sicherheitspolitische Dilemmata verschärfe und Nordkorea anfälliger für außenpolitischen Druck mache (vgl. S. 42). Da die nukleare Aufrüstung aufgrund externer Bedrohung primär als Mittel zur Stabilisierung entstanden sei, könne die internationale Gemeinschaft das Sicherheitsdilemma durch Sicherheitsgarantien lösen bzw. indem sie das Überleben des Regimes versichere (vgl. S. 118).

Während das Verhältnis von Partei und Militär unter Kim Il Sung „fused“, also voneinander abhängig war, verfolgte Kim Jong Il die „Military First“ Politik. Kim Jong Un hingegen verlagerte in den letzten Jahren die Kontrolle der Partei wieder über das Militär. Dieser Wandel sei laut den Autoren entscheidend, und die dadurch verstärkte Institutionalisierung sei nicht nur ein Schlüsselfaktor für die Stabilität und Zukunft des Regimes, sondern auch eine bedeutende Schwäche, da eine solche Armee ein zweischneidiges Schwert darstelle (vgl. S. 74). „While Kim Jong Un’s power will be solidified, the regime durability and longevity will weaken.“ (S. 76). Die Macht Kim Jong Uns beruhe nun auf einer symbiotischen Beziehung zwischen Partei und Militär, die seine Position stärke, jedoch langfristig die institutionelle Effizienz und Stabilität des Regimes schwächen könnte. Früher oder später könne es zu internen Spannungen zwischen militärischen und zivilen Eliten kommen. Diese Beziehung und die verstärkte Monopolisierung auf die Wirtschaft würden langfristig die institutionelle Effizienz und die Unabhängigkeit der beteiligten Akteure untergraben, wodurch das Regime als Ganzes anfälliger für interne Krisen werde. Besonders patrimoniale Strukturen würden den Einfluss der Eliten mindern und die Macht auf Ideologie statt auf ein ausbalanciertes institutionelles System stützen. Darum läge es in Kim Jong Uns Interesse, „to increase international exchanges because KPA elites have invested interests in enhancing domestic political status and thereby pressuring other domestic actors to respect the military’s privileges“ (S. 74). IM und KU analysieren die Doppelnatur Nordkoreas als neo-patrimoniale sozialistische Diktatur und identifizieren damit die potenziellen Schwächen einer symbiotischen Beziehung zwischen Partei und Militär. Besonders hervorgehoben wird die langfristige Abhängigkeit des Regimes von einer zentralen Führungsfigur und dem damit verbundenen Personenkult. Laut den Autoren kann der Neo-Patrimonialismus kein stabiler Mechanismus sein, um die Langlebigkeit von Kims Macht zu sichern (vgl. S. 74).

Darüber hinaus betonen die Autoren die Bedeutung der Institutionalisierung, welche, anders als in einer Militärdiktatur, trotz ideologischer Kontrolle Hoffnung auf schrittweise Demokratisierungsprozesse biete. Sie beziehen sich hierbei auf die Theorie von Slater und Wong („Conceding to thrive“), welche besagt, dass autoritäre Regime in einem Zustand fragiler Stabilität – dem sogenannten „bittersweet spot“ – eher bereit sind, kontrollierte Reformen von oben einzuleiten, und nimmt an, „that authoritarian dictators concede to remain in office (or power), not to maintain authoritarianism“ (S. 117). Im Szenario einer Liberalisierung sollen externe Akteure Nordkoreas Eliten langfristig darin unterstützen, ihre Fähigkeit zu stärken, durch die Erfüllung von Bevölkerungsforderungen Wählerstimmen zu gewinnen. Die im Buch aufgeführte parteiinterne langfristige Konkurrenz unter den nordkoreanischen Eliten könne, kombiniert mit kurzfristiger wirtschaftlicher Unterstützung und Sicherheitsgarantien, den Eliten das Vertrauen geben, unter demokratischen Bedingungen erfolgreich zu sein, und den Übergang durch „conceding to thrive“ erleichtern (vgl. S. 118).

Auch wenn überzeugend dargelegt wird, dass eine Transformation Nordkoreas nur erfolgreich sein kann, wenn sie von den internen Machteliten ausgeht, vertreten die Autoren einen eklektischen Ansatz, der Funktionalismus, Neo-Funktionalismus und „constructivist identity formation“ kombiniert. Im Rahmen von vier internationalen Demokratisierungsmechanismen untersuchen IM und KU die Wirksamkeit von „Contagion“, „Control“, „Consent“ und „Conditionality“ (S. 85), die externen Akteure wie die USA, China oder Südkorea nutzen könnten.

Für das Scheitern von „Contagion“, also der Vorstellung einer Demokratisierung durch bloße Ansteckungseffekte liberaler Werte aus Nachbarländern, sei die Verbundenheit mit China ein entscheidender Grund gewesen. Abermals wird klar, warum ein Regimekollaps nicht nur unrealistisch, sondern vor allem von Nordkoreas Verbündeten nicht gewollt ist. Das Scheitern von „Control“, bzw. dem Versuch, durch Sanktionen und äußerem Druck einen Regimewandel zu erzwingen, sei auf den ineffektiven Einsatz sog. negativer Sanktionen zurückzuführen. Diese haben das nordkoreanische Regime nur noch mehr gestärkt als geschwächt, da sie weder ökonomisch umfassend noch wirksam implementiert waren, stattdessen die gesamte Bevölkerung belasteten und dem Regime die Möglichkeit boten, sie als ungerechte äußere Intervention darzustellen. Auch „Consent“, eine Demokratisierungsstrategie, beruhend auf gesellschaftlichem Austausch und Kooperation, habe zu keinem „Spill-

over-effect“³ geführt, da es in Nordkorea keine autonome Zivilgesellschaft gebe, die diese internationalen Kontakte zu innenpolitischem Druck umwandeln könnte. Austausch und Kooperation blieben deshalb wirkungslos auf das Regime.

Aufgrund all dieser gescheiterten Strategien argumentieren die Autoren, dass „Conditionality“, also die Verknüpfung von Reformen mit Anreizen, das einzige effektive Mittel sei, um Nordkorea schrittweise zu einer Öffnung zu bewegen (vgl. S. 112). Nachdem Yi Myöngbaks Form von „Conditionality“ ohne langfristige Erfolge blieb, so betonen sie, funktioniere diese Strategie am besten, wenn wirtschaftliche Anreize mit einer schrittweisen politischen Liberalisierung verknüpft werden. Dies erfordere jedoch starke Durchsetzungsmechanismen, Geduld und internationale Koordination, da sich Nordkorea bisher resistent gegenüber externen Druckstrategien gezeigt hat. „The USA must be a key member of the East Asian security community. Although the U.S. is not located in East Asian region [sic], geopolitically and geo-economically the U.S. has remained the single most important powerhouse in East Asia since 1945.“ (S. 152)

Letztlich erläutern die Autoren, dass sino-japanische Konflikte dazu geführt hätten, dass die Beziehung zwischen den USA und Japan enger geworden sei, dies jedoch die Bildung eines regionalen Sicherheitssystems wie der NATO in Ostasien verhindert habe (S. 155). Grassierender Nationalismus müsse demnach „gezähmt“ werden, und ostasiatische Länder sollten nationale Interessen priorisieren, die auf internationalen und supranationalen Handels-, Investitions- und Tourismusbeziehungen beruhen (vgl. S. 155). Nach dem funktionalistischen Ansatz könne Frieden außerdem „gekauft“ (S. 140) werden, indem wirtschaftliche Vorteile an politische Reformen und die Aufgabe des Nuklearprogramms geknüpft würden.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass das Buch *Mongering North Korean Democracy* eine fundierte Untersuchung der Demokratisierung neo-patrimonialer Systeme bietet und sich durch eine klare Struktur, theoretische Tiefe und innovative Ansätze hervorhebt. Es veranschaulicht effektiv, wie interne und externe Faktoren in einer schrittweisen Demokratisierung zusammenwirken könnten, wenn verschiedene Akteure effektiv zusammenarbeiteten. IM und KU finden Hoffnung in einem vorherrschend pessimistischen Diskurs und so auch einige potentielle Schwächen in Kim Jong Uns Governance, unter anderem durch ihre Analyse des nuklearen Dilemmas und seiner Institutionalisierung. Allerdings wird der Er-

3 Spill-over-effect bezeichnet die anschließende Übertragung von wirtschaftlichen und sozialen Austauschprozessen auf den politischen Bereich.

kenntnisgewinn durch die empirische Begrenzung gemindert, da viele Annahmen auf theoretischen Überlegungen beruhen, die schwer zu verifizieren sind. Beispielsweise diskutieren die Autoren mögliche Reformen innerhalb der Eliten, ohne hinreichende empirische Daten zur tatsächlichen Dynamik innerhalb der nordkoreanischen Führung zu liefern. Sie setzen voraus, dass Anreize wie *Conditionality* allein ausreichen könnten, um Reformen zu bewirken, ohne die tieferen strukturellen Hindernisse, etwa die Macht des Militärs und die Loyalität der Eliten, umfassend zu analysieren. Diese leicht idealistischen Annahmen mindern die Überzeugungskraft des Buches, den pessimistischen Diskurs über Nordkorea nachhaltig zu verdrängen. Eine weitere Schwäche liegt in der unzureichenden Berücksichtigung geopolitischer Entwicklungen, insbesondere der Rolle Russlands, die bereits zum Zeitpunkt seiner Veröffentlichung von ähnlicher Bedeutung wie die Chinas war. Dennoch bieten die Argumente der Autoren eine solide Grundlage für die Analyse der Machtstrukturen Nordkoreas, insbesondere in Bezug auf die problematische Beziehung zwischen Partei und Militär.

Angesichts der heutigen geopolitischen Lage ist die optimistische Botschaft des Buches, die auf diplomatische internationale Zusammenarbeit statt auf Feindseligkeit setzt, noch besonders relevant. Das Buch regt zur weiteren Forschung an, insbesondere hinsichtlich der Integration aktueller geopolitischer und innenpolitischer Entwicklungen. Eine umfassendere, empirisch fundierte Analyse, die neuere Dynamiken einbezieht, könnte die Argumentation des Buches zusätzlich stärken und aktualisieren.

Lea Fehrenbach
Bonn